Der Weltkrieg

41

Nationalitätsprinzip und Staatsgedanke

Ignaz Seipel (Salzburg)

15 Pf.

Sekretariat Sozialer Studentenarbeit

„Die Geschichte Österreichs ist das Problem, wie mehrere einander fremde Nationen ein einheitliches staatliches Gebilde zu höhern Zwecken der Kultur und Politik ausmachen können." Indem Richard von Kralik mit diesen Worten seine „Österreichische Geschichte"[1]) beginnt, stellt er das Suchen nach einem Ausgleich zwischen den Interessen der Nationen und dem Staatsgedanken als den Hauptinhalt der Geschichte Österreich-Ungarns hin. In der Tat gilt der Nationalitätenstreit schon fast als eine österreichische Spezialität. Die Österreicher selbst sind an diesem Streite entweder persönlich beteiligt oder sie sehen ihm mit dem größten Verdruß zu. Er hat ja seit einigen Jahrzehnten das öffentliche Leben der Donaumonarchie so ausgefüllt, daß der Regierung und den Volksvertretungen für viele, wie es manchen scheint, weit wichtigere Dinge keine Zeit mehr übrig blieb. Wenn Österreich im engern Sinne (ohne Ungarn und seine Nebenländer) unter den kriegführenden Staaten der einzige ist, der während der ganzen Kriegsdauer sein Parlament nicht einberuft, so ist eben der Nationalitätenhader daran schuld; er hat dieses Parlament schon in Friedenszeiten lahmgelegt und so ziemlich um jedes Ansehen gebracht. Die Feinde Österreichs wußten von den Schwierigkeiten, die ihm sein Reichtum an Nationen macht, ebenfalls; sie bauten sogar zum großen Teile ihre Hoffnungen auf diese Schwierigkeiten. Sie dachten, Österreich könne nicht in einer Zeit, in der die nationale Idee fast alle Staaten beherrscht, allein an seinem übernationalen Staatsgedanken festhalten, müsse sich daher freiwillig zu großen Opfern herbeilassen, die schließlich zu seiner Auflösung führen würden, oder könne mit verhältnismäßig geringer Gewaltanwendung zertrümmert werden. In allen Kriegen, die Österreich-Ungarn in den letzten hundert Jahren führen mußte, hatte es entweder direkt seinen Staatsgedanken gegen nationalistische Anforderungen zu verteidigen oder seine Feinde versuchten wenigstens es zu schwächen, indem sie in den österreichischen Nationen Hoff-

[1]) 4. Auflage, Wien 1914, Adolf Holzhausen, S. III.

nungen weckten, die mit deren Stellung innerhalb der Monarchie nicht zu vereinigen sind. Der gegenwärtige Krieg ist, welche Bedeutung immer er sonst noch haben mag, für Österreich die stärkste und, wie es scheint, die letzte Probe auf die Festigkeit des Bandes, das seine verschiedenen Nationen umschlingt. Die nationalistischen Ansprüche Serbiens, die sich ausgesprochenermaßen gegen den territorialen Besitzstand Österreichs richteten, haben den Friedenskaiser gezwungen, jene erste Kriegserklärung zu erlassen, der dann so viele andere nachfolgen sollten. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird Österreich in diesem Streite recht behalten, nicht nur, indem es sich mit Hilfe der treuen Verbündeten gegen seine Feinde behauptet, sondern auch dadurch, daß es den übertriebenen Nationalismus überhaupt zu Falle bringt.

Was ist Nationalismus? Etwas ganz anderes als nationale Gesinnung. Nationale Gesinnung ist die Pietät, die jeder seiner Nation gegenüber empfinden und betätigen soll. Sie hat ihren Grund darin, daß die Nation es ist, die dem einzelnen seinen Anteil an den meisten Kulturgütern der Menschheit vermittelt. Für jene, die an einen weltbeherrschenden Gott glauben, hat sie auch einen religiösen Einschlag. Gott ließ die Nationen entstehen und er fügte es, daß jeder von uns gerade innerhalb dieser oder jener Nation seinen Platz fand. Es heißt diese Fügung, die wie alles, was Gott tut, nur das Beste bezwecken kann, anerkennen und aus ihr die entsprechenden sittlichen Folgerungen ziehen, wenn man seine Nation liebt und für sie eintritt. Der Nationalismus dagegen offenbart sich in der Übertreibung, als ob die Nationalität, d. h. die Zugehörigkeit zu seiner Nation, das höchste Gut für den Menschen wäre. Er läßt alle andern Güter nur gelten, insoweit sie nationale Prägung und Beschränkung aufweisen. Insbesondere ist ihm die Nationalität das oberste Organisationsprinzip; er fordert darum auch eine nationale Kirche und einen nationalen Staat. Gegen fremde Nationen wird er häufig ungerecht; zum mindesten erkennt er ihren Vorzügen nur einen relativen Wert zu, nämlich bloß für ihre Angehörigen. Daß das Aufgeben nationaler Eigenheiten, die genauer besehen Fehler und Schwächen sind, zum Besten der Nation ist, gibt er nicht leicht zu; er hält auch an ihnen fest, weil sie eben national sind. Ein solcher Nationalismus kann eigentlich nur einer rein naturalistischen Wurzel entstammen. Die Nationen erscheinen ihm als bloße Naturprodukte, die, blind wirkenden Gesetzen unterworfen, sind, wie sie sind, und auch nicht anders sein sollen. Geht er bis zum Versuch, eine Nationalkirche zu gründen, dann kommt er notwendig mit der Weltkirche

in Widerspruch; steift er sich auf den Nationalstaat, so wird er zum gefährlichsten Feind der meisten historischen Staaten.

Die Anschauung, daß der Staat seiner Idee nach nichts anderes sei als die politisch unabhängig gewordene Nation, und daß darum jede Nation, wenn ihre Entwicklung entsprechend weit vorgeschritten ist, notwendig danach strebe, für sich einen Staat zu bilden, nennt man kurz das Nationalitätsprinzip. Diese Anschauung hat viele Anhänger gefunden, darunter auch solche, die sich von den andern Übertreibungen des Nationalismus fernzuhalten verstanden; sie merkten nur nicht, daß das Nationalitätsprinzip selbst schon eine nationalistische Übertreibung ist. Das ist nicht zu verwundern. Jene, die in Staaten leben, deren Bürger alle oder fast alle der gleichen Nation angehören, finden es nur natürlich, daß es so ist, und es liegt für sie nahe, den eignen Zustand als den normalen oder gar den einzig möglichen anzusehen. Die Staaten mit national gemischter Bevölkerung haben erfahrungsgemäß mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die den von nur einer Nation bewohnten fremd sind. Ohne Zweifel würden diese Schwierigkeiten am radikalsten behoben, wenn es gelänge, die Verschiedenheit der Nationen innerhalb desselben Staates einfach zu beseitigen. Diese Erwägung führt oft zu Entnationalisierungsversuchen durch die Träger der Staatsgewalt oder durch jene Nation, die den andern, sei es an Zahl, sei es infolge ihrer höhern Kultur, überlegen ist. Müssen die schwächern Nationen fürchten, daß der stärkern die Aufsaugung gelinge, dann werden sie sich dieser Gefahr letzten Endes durch Losreißung vom bisherigen Staatsverbande zu entziehen suchen; im umgekehrten Falle wird bei der stärkern Nation die Neigung entstehen, die schwächern abzustoßen. Verschiedene geschichtliche Beispiele scheinen dafür zu sprechen, daß Staaten, die mehrere Nationen umschließen, ohne sie zu einer einzigen verschmelzen zu können, früher oder später dem Zerfall in nationale Einheitsstaaten entgegengehen. So sah das abgelaufene Jahrhundert die Auflösung des von Napoleon I. geschaffenen Riesenreiches, die Abbröckelung der christlichen Balkanstaaten vom türkischen Reiche, den Übergang der Lombardei und Veneziens von Österreich an das geeinigte Italien. Bei allen diesen Vorgängen spielte der nationale Gedanke eine große Rolle; daher konnte man in ihnen unschwer Bestätigungen des Nationalitätsprinzips sehen. Daß dabei auch andere Kräfte mitwirkten, beachtete man nicht genügend; noch weniger vermied man die falsche Verallgemeinerung, als ob deswegen, weil in einigen Fällen das nationale Band sich stärker erwies als das staatliche, es überhaupt so sein müßte. Der

letzte und tiefste Grund für die Überschätzung des Nationalitätsprinzips ist aber sicher in der vielfach herrschenden Unklarheit über mehrere für die richtige Bewertung der Nationalität sehr wichtige Begriffe gelegen.

Schon das Wort Nation selber ist nichts weniger als eindeutig. Es wird bald im Sinne von Staatsvolk, der Gesamtheit aller Bürger des Staates, bald zur Bezeichnung des politisch vollberechtigten Teiles der Staatsbürgerschaft gebraucht, bald bedeutet es mehrere mit eigentümlichen Vorrechten begabte Gruppen des Staatsvolkes, die durch Abstammung oder Sprache voneinander getrennt sein können, aber nicht müssen. In diesem Sinne — man könnte ihn vielleicht am besten den historischen nennen — lieben es besonders die Ungarn, von der Nation zu reden. Sie verstehen darunter entweder den Inbegriff aller ungarischen Staatsbürger — in früherer Zeit, als sie noch eine durchaus aristokratische Verfassung hatten, nannten sie nur die zum Erscheinen auf dem Reichstag Berechtigten Nation, im Unterschied von der Plebs, den politisch rechtlosen Hintersassen — oder sie erkennen neben der magyarischen die kroatische im dreieinigen Königreiche (Kroatien-Slavonien-Dalmatien) sowie die sächsische und die szeklerische in Siebenbürgen als Nationen an. Dabei sind die Szekler aber Magyaren ohne erhebliche Besonderheit in Herkunft, Kultur oder Sprache. Im Gegensatz zu diesen politisch bevorrechteten Nationen sind die Schwaben, d. i. die Deutschen im eigentlichen Ungarn, die Rumänen, die Slovaken, die Serben, die Ruthenen bloße Nationalitäten, d. h. im Sinne der Ungarn nur Sprachgemeinschaften, nicht zugleich Rechtsgemeinschaften. Solange man das Wort Nation im historischen Sinne verwendet, läßt sich natürlich leicht die Gleichung zwischen Nation und Staat irgendwie aufrecht erhalten, aber sie erklärt dann selbstverständlich nichts. Die meisten Leute verstehen unter Nation etwas anderes, freilich wieder nicht immer dasselbe. Am häufigsten gilt sie als die Gesamtheit aller durch gemeinsame Abkunft miteinander Verbundenen, insoweit sie sich, unterstützt durch eine Summe ihnen eigentümlicher Merkmale, namentlich aber durch die Gemeinsamkeit der Sprache, das Bewußtsein ihrer Verwandtschaft bewahrt haben. Die so — der Hauptsache nach physiologisch — die Nation definieren, nehmen an, daß die Nationen sich auf rein naturhaftem Wege aus den Familien entwickelt haben. Die verhältnismäßige Gleichartigkeit aller Angehörigen derselben Nation setzen sie fast ausschließlich auf Rechnung der Vererbung. Zwischen körperlichen und geistigen Eigenschaften machen sie kaum einen Unterschied. Den tatsächlich oft zu beobach-

tenden Vorgang der Eingliederung stammfremder Elemente in eine Nation betrachten sie als nebensächlich. Die Nationen selbst wieder stellen sie auf Grund einer angenommenen Verwandtschaft in Rassen zusammen, wobei sie Abstammungsgemeinschaften und Sprachfamilien durcheinandermengen. Die Wissenschaft hat längst nachgewiesen, daß keineswegs ein durchgängiger Parallelismus zwischen der Entfaltung der Familien zu Stämmen und Rassen einerseits und der Entwicklung der Sprachen anderseits vorhanden ist. Die Sprache ist ein geistiges Gut und als solches ein Teil des Gesamtbesitzstandes an erworbenen geistigen Gütern, den wir mit einem Worte Kultur nennen. Die Bedeutung der Sprache liegt durchaus in ihrer Stellung innerhalb des Ganzen der Kultur: sie ist das allgemeine Tauschmittel für die geistigen Güter und daneben für gewöhnlich das Kennzeichen einer selbständigen Kultur. Immerhin kann eine Nation ihre Sprache gegen eine fremde vertauschen, ohne daß sie zugleich ihre besondere Kultur einbüßen müßte. Es kann daher die bloße Sprachgemeinschaft den Begriff der Nation nicht erschöpfen; diese stellt sich vielmehr als ein Kulturverband dar, der sich so sehr von andern abhebt, daß dagegen alle Kulturunterschiede, die sich innerhalb seiner Grenzen finden mögen, weit zurücktreten. Gemeinsame Abstammung ist für die Bildung eines solchen Kulturverbandes sicher eine günstige Voraussetzung, weil ja die geistigen Wechselbeziehungen naturgemäß um so engere sein werden, je näher sich jene, die sie pflegen, schon von Natur aus stehen. Die eigentliche Wurzel hat die Nation aber nicht in der Stammes-, sondern in der Lebensgemeinschaft; sie ist nicht physiologisch, sondern biologisch zu verstehen. Am nächsten verwandt ist dem Begriff der Nation der des Volkes. Volk und Nation unterscheiden sich aber dadurch, daß zum Begriffe des Volkes das Merkmal der Verbindung mit einem bestimmten Boden, des Zusammenwohnens in einem Lande gehört, während räumliche Trennung, möge sie noch so groß sein, die Zusammengehörigkeit zu einer Nation nicht aufhebt, solange nur der wechselseitige Austausch der Kulturgüter nicht unterbunden wird. In eine ganz andere Reihe gehört der Begriff des Staates. Die Menschen werden durch die mannigfaltigen Interessen, die sie nur im Zusammenwirken vieler verwirklichen können, zu einer eignen Art von Organisation gedrängt. Ein geregeltes Zusammenwirken gibt es nämlich nur dort, wo eine Autorität vorhanden ist, die das Wollen und Tun der einzelnen wirksam auf das gemeinsame Ziel hinordnet. Der Staat ist nun jene auf Interessengemeinschaft gegründete und in der Unterordnung unter eine die Einzelkräfte im Dienste des

Gemeinwohles zusammenfassende Autorität bestehende Organisation, die das allseitige Wohlbefinden ihrer Angehörigen zum Ziele hat und zugleich die Mittel besitzt, um dieses Ziel ohne Unterwerfung unter eine andere Organisation der gleichen Ordnung zu erreichen. Die Annahme des extremen Nationalismus, daß der Staat völlig von der Nation abhänge, wäre nur dann berechtigt, wenn entweder die nationalen Interessen die einzigen wären, die nach der Zusammenfassung der Einzelkräfte verlangen, oder wenn anderweitige Interessengemeinsamkeiten nur innerhalb der Nation empfunden werden könnten, oder endlich, wenn jede Nation und nur sie allein die Mittel hätte, alle gemeinsamen Interessen ihrer Angehörigen zu befriedigen. Daß die ersten beiden Voraussetzungen nicht zutreffen, liegt auf der Hand, ebenso, daß die letzte wenigstens nicht in dieser Allgemeinheit Wirklichkeit ist. In einem bestimmten Falle kann ja eine Nation unter so günstigen äußern und innern Verhältnissen leben, daß sie alle berechtigten Interessen aller ihrer Glieder aus eignen Mitteln zu befriedigen vermag. Dann wird sie natürlich für sich allein einen Staat bilden, und dieser Staat wird in vieler Beziehung vor andern etwas voraus haben. Aber es muß nicht so sein. Wenn es nun auch anders sein kann, dann hat das Nationalitätsprinzip eben keine unbedingte Geltung mehr. Es einer Theorie zuliebe in allen Fällen in Anwendung bringen wollen, müßte die verhängnisvollsten Wirkungen haben, und zwar auch für die davon betroffenen Nationen selbst. Die meisten, die trotzdem an diesem Prinzip festhalten, tun es sicherlich, weil sie glauben, es müßten sonst die nationalen Ideale den staatlichen schlechterdings aufgeopfert werden. Das ist aber nicht der Fall. Nach unserer Definition des Staates hat dieser das allseitige Wohlbefinden aller seiner Angehörigen zum Ziele. Er hat es daher nicht nur mit den einzelnen Staatsbürgern als Individuen zu tun. Deren allseitiges Wohlbefinden schließt ein, daß auch ihre Familie, ihr Stamm, ihr Volk, ihre Nation, ihre Gemeinde, ihre Kirche und überhaupt alle erlaubten Organisationen, denen sie von Natur aus oder durch freien Willen angehören, zu ihrem Rechte kommen. Der Staat, der nur Staatsbürger, der Regent, der nur Untertanen gelten lassen wollte, ohne sich um die mancherlei Verbände zu kümmern, in denen diese nun einmal stehen, machte sich seine Aufgabe allzuleicht. Natürlich sind die Anforderungen an die Staatskunst in national einheitlichen Staaten geringer als in national gemischten. Aber sie sind auch in kleinern Staaten geringer als in großen; und doch hat ein großes Staatsgebiet auch wieder seine Vorteile: es bietet der Staatsgewalt

reichere Mittel dar, das Gemeinwohl zu befördern. Ebenso ist eine Vielheit von Nationen nicht nur eine Last, die den Staat schwächt, sondern auch ein Schatz, der ihm hilft, zu ungeahnten Höhen emporzusteigen, wenn er nur richtig verwendet wird.

Für Österreich ist die nationale Vielgestaltigkeit wesentlich. Es ist keineswegs nur das begreifliche Interesse der Dynastie, das sich gegen die Aufteilung ihres reichen Länderbesitzes an die Nachbarstaaten oder an neuzugründende nationalstaatliche Gebilde zur Wehre setzt. Freilich sind die österreichischen Königreiche und Länder nach und nach durch die Dynastie erworben worden, teils durch Ererbung und Erheiratung, teils durch Eroberung und Annexion, teils durch Vertrag, Kauf oder als Entschädigung, und sie sind gerade durch den Übergang in den Besitz desselben Herrscherhauses zur Einigung gelangt. Es ist aus ihnen aber weder eine lose aneinandergefügte Erbschaftsmasse noch ein leicht zu regierender Einheitsstaat geworden, weil einerseits die scheinbar zufällige Unterstellung unter dieselbe oberste Gewalt doch zugleich dem innersten Bedürfnis der so verschiedenen Völker und Länder entsprach und weil diese anderseits viel zu eigenartig und zu bedeutend sind, um völlig ineinander aufgehen zu können. Wer Österreich-Ungarn verstehen will, muß sich vor Augen halten, daß dieses Reich ganz und gar den Charakter der Mark, des Grenzlandes, hat und zwar nicht nur im großen Ganzen, sondern auch in allen seinen Teilen; und dieser Charakter machte nicht nur in vergangenen Zeiten seine Besonderheit aus, er haftet ihm ebenso in der Gegenwart an und wird ihm voraussichtlich in alle Zukunft bleiben. Dabei ist Österreich-Ungarn Mark nicht nur von einem Standpunkt, etwa vom deutschen oder abendländischen, sondern ebenso umgekehrt. Die Doppelmonarchie gliedert sich historisch und administrativ in die 15 österreichischen Kronländer, Ungarn mit seinen beiden Nebenländern Siebenbürgen und Kroatien-Slavonien und endlich Bosnien und die Herzegowina. Alle diese Reichsteile, ausgenommen etwa nur die beiden kleinen Länder Salzburg und Vorarlberg, hatten immer die Aufgabe, Marken zu sein, und haben sie auch jetzt noch. Die beiden Erzherzogtümer sind in ihrem Kern die alte Ostmark des deutschen Reiches gegen Hunnen, Awaren und Magyaren; durch mehrere Jahrhunderte hatten sie die Grenzwache gegen die Vorstöße der Tschechen aus Böhmen und Mähren zu halten; im 16. und 17. Jahrhundert brach sich an der Hauptstadt Wien die Kraft der Türkenheere; heutzutage treffen wieder wie im Mittelalter an ihren Grenzen und teilweise auch in ihrem Innern Deutsche und Slawen zusammen, freilich nicht mehr

im blutigen Eroberungskrieg, dafür aber in anhaltendem kulturellen und wirtschaftlichen Ringen. In Steiermark, Kärnten und Krain stehen Deutsche und Slowenen einander gegenüber. Tirol ist die Grenzmark der Deutschen gegen die Italiener. Im Küstenland sind Italiener, Slowenen und Kroaten von altersher neben-, durch-, und übereinander geschichtet. In Dalmatien wollen die Italiener den Kroaten nicht weichen. Durch Böhmen und Mähren laufen die Grenzen, innerhalb welcher sich die einst viel weiter vorgeschobenen Slawen endgültig gegen die Deutschen zu behaupten vermochten; diese beiden Länder sind also die Westmark der Slawen, die hier auch am tiefsten von der westlichen Kultur erfaßt worden sind. Im kleinen Schlesien stoßen die Siedlungen dreier Nationen, der Deutschen, Tschechen und Polen, aneinander. Die Südmark des alten Königreichs Polen, Galizien, beherbergt Polen, Ruthenen und eine allerdings nicht große Zahl tschechischer Slowaken, die heutige Ostmark Österreichs, die Bukowina, Deutsche, Magyaren, Polen, Ruthenen und Rumänen. Auch der Markcharakter Ungarns tritt unbestreitbar hervor. Hier hat die asiatische Völkerwanderung haltgemacht. Ihre ersten beiden Wellen gingen spurlos vorüber; die Hunnen sind verschollen, die Awaren in den pannonischen Slawen aufgegangen. Die Magyaren aber haben sich ihren Platz in der abendländischen Völkerfamilie erobert, aus der sie auch die anderthalbjahrhundertjährige türkische Invasion nicht mehr zu lösen vermochte. Sie teilen ihr Land mit fünf andern Nationen, Deutschen, Slawen und Romanen; dennoch wußten sie durch mehr als ein Jahrtausend ihre Hegemonie zu behaupten. In Siebenbürgen stehen die magyarischen Szekler und die Sachsen unter einer Überzahl von Rumänen auf der Wacht gegen den Orient. In Kroatien ist das jetzt staatsrechtlich direkt an Ungarn angegliederte Fiume der äußerste Vorposten des Italienertums im slawischen Meere. In Bosnien und der Herzegowina endlich reichen sich die abendländische, die byzantinische und die mohammedanische Welt die Hände; wenn auch alle Bewohner dieser Länder die gleiche Sprache reden, nämlich die serbokroatische, so erweist bei ihnen doch wie bei allen Orientalen die Religion ihre Kraft, neue Nationen zu schaffen.[1]) Die beiden Länder, die wir oben ausnahmen, Salzburg und Vorarlberg, haben dennoch auch ihre besondere Stellung im System der Marken. Salzburg ist die Brücke

[1]) Die ganz kleinen Völkersplitter, wie die Rätoromanen oder die russischen Lippowaner, wurden in obiger Darstellung mit Absicht übergangen, da sie für die nationalistische Bewegung nicht von Bedeutung sind.

von Altösterreich zur Reichsfestung Tirol hinüber, Vorarlberg verband einst ebenso Tirol mit den habsburgischen Vorlanden. Heute ist es die in wirtschaftlicher Hinsicht hochbedeutende Ausfallspforte Österreichs gegen Westen, gegen den Rhein.

Von den Ländern Österreich-Ungarns sind rein deutsch nur Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg, fast rein deutsch Niederösterreich, rein serbokroatisch Bosnien und Herzegowina. Alle andern sind national gemischt. Der Siedlungsbereich der Tschechen, Slowenen und Magyaren liegt, von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, ganz innerhalb der Monarchie; der der Tschechen erstreckt sich über Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn — die Slowaken sind ein tschechischer Stamm — und reicht mit einem Ausläufer nach Niederösterreich hinein; die Slowenen verteilen sich auf Steiermark, Kärnten, Krain und das Küstenland, die Magyaren auf Ungarn, Siebenbürgen und die Bukowina. Von den übrigen Nationen gehören Österreich nur Teile an, ihre Hauptmasse wohnt außerhalb der Monarchie. Dabei ist aber ihre Verteilung eine solche, daß keine dieser Hauptmassen ihren österreichischen Anteil an sich ziehen könnte, ohne zugleich eine große Zahl von Angehörigen anderer Nationen mit in Kauf nehmen zu müssen, wodurch sie selbst wieder mit dem Nationalitätsprinzip in Widerspruch geriete. Auch die Schaffung von national einheitlichen Verwaltungsbezirken innerhalb der Monarchie ist ohne völlige Zertrümmerung der historischen Länder und ohne fast unüberwindliche Schwierigkeiten technischer Natur hervorzurufen, nicht möglich. Österreich umschließt eben die vielfach zerfaserten und zahnartig ineinander greifenden Ränder der verschiedenen Nationen. Andere Staaten haben allenfalls nahe der einen oder der andern Grenze Gebiete unsicherer Nationalität, d. h. solche, in denen die Volks- und Sprachgrenzen infolge der natürlichen Schwankungen in der Vermehrung und Verbreitung benachbarter Nationen mehr oder weniger bedeutenden Veränderungen ausgesetzt sind. Österreich-Ungarn weist derartige Schwankungen fast überall, nicht nur an seinen Grenzen, sondern auch im Innern auf. Jede Festlegung der Außen- oder Zwischengrenzen auf bloß nationaler Grundlage wäre darum eine Sisyphusarbeit, die, kaum daß man glauben könnte, mit ihr zu Ende gekommen zu sein, sofort wiederaufgenommen werden müßte. Sind Nationen in dieser Lage, dann bietet ihnen ein Staat, der von vornherein, weil die Nationalität für ihn nicht dieselbe Bedeutung hat wie für einen Nationalstaat, auf solche Verschiebungen eingerichtet ist, die einzige Möglichkeit, doch noch verhältnismäßig zu ihrem Rechte zu

kommen. Allerdings ist ein Unterschied, ob man allein in einem Hause wohnt oder auf vielleicht recht empfindliche Wohnungsnachbarn Rücksicht nehmen muß. So werden auch den Nationen, die mit andern zu einem Staate vereinigt sind, gewisse gegenseitige Belästigungen und infolge davon entstehende Reibungen nicht erspart bleiben. Es wird nicht immer die ziffernmäßige Parität in der Aufteilung der Vorteile und Lasten eingehalten werden können; ohne gesetzlich festgelegte oder durch den Zwang der Verhältnisse aufgedrängte Amts- und Verkehrssprache wird man nicht auskommen; viele werden daher neben ihrer Muttersprache auch noch eine andere lernen müssen, vielleicht wird mitunter dadurch die Muttersprache sogar etwas zurückgedrängt werden usw. Aber gibt es denn nicht auch in Nationalstaaten Konflikte? Geben dort nicht die konfessionellen, sozialen, wirtschaftlichen Gegensätze immer wieder den Stoff zu wechselseitigen Beschwerden ab? Fühlen sich nicht bald die Bauern durch die Industrie, bald die Industriellen durch die Agrarier, bald die Arbeiter durch die Fabrikanten, bald die Fabrikanten durch die organisierten Arbeiter benachteiligt? Werden nicht oft genug auch jene, die derselben Nation angehören, durch Bildungs- und Standesunterschiede einander entfremdet? Bilden sich nicht auch in Nationalstaaten auf Grund der verschiedensten Programme Parteien, die sich gegenseitig heftig befehden? Und doch ist man geneigt, alle diese Kämpfe nicht als Vorboten des Todes, sondern eher als Zeichen frischen Lebens anzusehen. Macht es dann denn gar so viel aus, wenn auch die Nationen sich im Wettbewerbe miteinander behaupten müssen? Und mehr legt ihnen doch auch die Zugehörigkeit zu einem Staate, der auf anderer Grundlage als der nationalen ruht, nicht auf.

Aber es wäre zu wenig, wollte man das übernationale Österreich-Ungarn nur als durch die tatsächlich gegebenen Verhältnisse notwendig gemacht und dabei für die beteiligten Nationen erträglich hinstellen. Es bietet vielmehr sowohl den Nationen in seinem Innern als den Staaten seiner Umgebung als endlich der in der Staatenfamilie organisierten Menschheit nicht geringzuschätzende Vorteile. Die Tschechen, Slowenen und Magyaren als die drei Nationen, die ausschließlich in Österreich-Ungarn beheimatet sind, wären, als Nationalstaaten organisiert, nur Kleinstaaten, die sicher nicht ohne die größten Schwierigkeiten ihre Unabhängigkeit behaupten könnten. Die Geschichte liefert hierfür den vollgültigen Beweis. Die Slowenen haben es überhaupt nie zu einem nationalen Staate gebracht; sie sind sozusagen von Geburt aus für Österreich bestimmt. Die Magyaren

und Tschechen hatten eine Zeit staatlicher Selbständigkeit, aber sie waren, trotzdem sie zeitweilig von nationalen Dynastien regiert wurden, dennoch nicht Nationalstaaten im eigentlichen Sinne. Die deutsche Einwanderung ist in Ungarn und in Böhmen bemerkenswerterweise hauptsächlich unter den arpadischen und przemyslidischen Herrschern erfolgt, und zwar nicht gegen deren Willen, sondern auf ihr ausdrückliches Betreiben. Böhmen war nie deutscher als zur Zeit seiner größten Machtentfaltung unter dem selbst stark germanisierten Przemysl Ottokar II. Zur Großmachtstellung vermochten beide Staaten trotz mehrfacher Versuche nicht emporzusteigen. Frühzeitig begannen sie sich an ihre Nachbarn, entweder die Deutschen oder die Polen, anzulehnen. Die kulturellen und wirtschaftlichen Interessen drängten die hochbegabten Tschechen und Magyaren eben aus ihrer Isolierung heraus. Wollten sie oder die Slowenen je ohne Verbindung mit Österreich Anteil an einer Großmacht erwerben, so müßten sie sich sofort wieder andern Nationen anschließen, hätten also vom nationalen Standpunkt aus nicht das geringste gewonnen. Den Slowenen wäre die Verbindung mit den nahverwandten Kroaten und Serben nicht schwer; er bedeutete aber für sie fast sicher das Aufgaben ihrer Nationalität. In einem slawischen Staate ist für kleinere slawische Nationen die Gefahr der Entnationalisierung durch die herrschende größere viel ärger als in einem prinzipiell übernationalen. Das hätten auch die Tschechen erfahren, falls sie jemals an Rußland gekommen wären. Wenn sie ihre Nationalität bewahren und zugleich die vielen Vorteile der Großmachtstellung genießen wollen, müssen sie und wie sie so auch die Slowenen und Ruthenen an Österreich festhalten. Nur wenn den österreichischen Slawen das nationale Ideal nichts, die slawische Rasse aber alles gälte, könnte ihnen die Vereinigung mit einer slawischen Großmacht wünschenswerter erscheinen als das Verbleiben in Österreich-Ungarn. Eine Sonderstellung nehmen die Polen ein, die ja die Erinnerung an eine lange Zeit selbständiger staatlicher Organisation besitzen und den Beweis erbracht haben, daß ihre nationale Gesinnung auch durch die Lockungen des Panslawismus nicht erschüttert werden kann. Gerade dieser Nation aber war es zum größten Vorteil, daß seit dem Untergang ihres Reiches ein namhafter Teil von ihr zu Österreich gehörte. Rußland hat den Polen die Bewahrung ihrer nationalen Eigenart unendlich schwer gemacht, und auch im neuen Deutschen Reiche, das ja nicht mehr dasselbe wie das alte ist, sondern ein Nationalstaat wie Frankreich oder England, konnte ihnen naturgemäß nicht ein gleiches Maß nationaler Auto-

nomie gewährt werden wie in Österreich. Der polnische Teil Galiziens ist der sicherste, weil überhaupt nicht angefochtene Besitz der polnischen Nation. Die Kämpfe, die bis unmittelbar vor Ausbruch des großen Krieges auf diesem Boden ausgefochten wurden, waren nicht solche zwischen Polentum und Österreich, auch nicht zwischen Polen und Deutschen; es war ein Bruderkrieg zwischen Polen und Ruthenen, also zwischen zwei slawischen Nationen. Die Ruthenen stehen augenblicklich an einem merkwürdigen Punkte ihrer Entwicklung: sie haben sich in zwei Parteien gespalten, die sich über die Frage, ob sie eine eigne Nation oder ein Teil der russischen sind, befehden. Österreich kann dieser Auseinandersetzung in aller Ruhe zusehen. Sein Recht, auch Ruthenen zu Untertanen zu haben, ist davon gänzlich unberührt. Sind die Ruthenen, wie die Ukrainer sagen, eine Nation, dann sind sie Österreich gegenüber ungefähr in derselben Lage wie die Polen; sind sie, wie die Russophilen wollen, ein Zweig der Russen, so ist ihre Stellung zur Monarchie ähnlich der der Deutschen, Italiener, Rumänen und Serbokroaten.

Diese vier Nationen haben nämlich den Vorzug, daß sie nationale Staaten besitzen. Sie könnten sich am ehesten von Österreich-Ungarn loslösen. Aber wäre es wirklich zu ihrem Vorteil? Zunächst käme in Betracht, daß sie bei ihrer Trennung von Österreich nicht unbedeutende Minoritäten opfern und dafür fremde Elemente in ihre Nationalstaaten aufnehmen müßten. Bisher finden die versprengten Minoritäten daran, daß ihre Nationsgenossen in andern Teilen der Monarchie in größerer Masse wohnen, noch immer einen Rückhalt, der ihnen bei deren Austritt verloren ginge. Diese Rücksichtnahme auf die Minoritäten fiele besonders bei den Deutschen ins Gewicht. Ferner ist es sehr fragtich, ob die Nationalstaaten imstande wären, ihren neu hinzu kommenden Bürgern mehr zu bieten, als sie in Österreich bereits besitzen. Sie würden sie den nationalen Kämpfen entrücken; das wäre schon etwas; daß dafür andere Gegensätze Platz griffen, könnten sie allerdings nicht verhindern. Die Rumänen und Serbokroaten gingen bei ihrem Anschluß an den rumänischen oder einen der beiden serbischen Staaten aus einem Großstaat in Kleinstaaten über; das bedeutete, wenn auch nicht für alle, so doch für viele einen empfindlichen Rückschritt, der sich bei fortschreitender Entwicklung des Wirtschaftslebens erst recht bemerkbar machen würde. Die geographischen Grenzen stimmen mit den nationalen wenig überein. Der Verkehr der siebenbürgischen Rumänen mit den von andern Nationen bewohnten Gebieten Österreich-Ungarns ist viel leichter als der mit dem rumänischen Königreiche, weil die Kette der trans-

sylvanischen Alpen Siebenbürgen von der Moldau und Walachei abschnürt. Triest wäre, an Italien angegliedert, von seinem natürlichen wirtschaftlichen Hinterlande abgeschnitten. Von Österreich wird es als seine erste Handelsstadt geschätzt; in Italien wäre es eine gewöhnliche Provinzstadt, ja es würde als lästiger Konkurrent für Venedig und Ancona empfunden usw. Doch genug von diesen Andeutungen wirtschaftlicher Nachteile; denn die von Österreich losgerissenen Nationen nähmen sie ja vielleicht gerne in Kauf, wenn ihnen dafür entsprechende andere Werte erwüchsen. Was hätten sie aber in dieser Beziehung zu erwarten? Ich glaube, fast nur das schöne Bewußtsein, jetzt zum Deutschen Reich, zu Italien, zu Serbien, zu Rumänien zu gehören. Nicht auch, daß sie ihrer Nation nun durch ungeteilten Dienst besser nützen könnten? Ich meine nicht. Seiner Nation dient doch der am besten, der am erfolgreichsten dafür wirbt, daß die Schöpfungen ihrer Kultur in der Welt anerkannt werden; der den Ideen, für die sie lebt und kämpft, zum Siege verhilft; der dazu beiträgt, daß sie im Rate der Völker Ansehen und Macht gewinnt. Wenn, um zunächst nur von den Deutschen zu reden, die Deutschösterreicher seinerzeit ans Deutsche Reich gekommen wären, dann hätte dieses jetzt um ein paar Millionen Einwohner mehr; Österreich aber wäre entweder zerfallen oder es bestünde ohne starken deutschen Einschlag fort. Jetzt lernen unzählige Tschechen, Ungarn Polen, Slowenen usw. Deutsch, weil es ihnen in einem Staate, in dem die Deutschen eine so große Rolle spielen, nützlich und fast notwendig ist. Sie werden dabei mit dem deutschen Geiste bekannt, suchen ihn zu verstehen, lernen die Heroen der deutschen Kultur kennen und mancher von ihnen bleibt in deren Bann, auch wenn die äußern Umstände ihn nicht mehr drängen, sich mit ihnen zu beschäftigen. Daß dafür umgekehrt einige Deutsche sich veranlaßt sehen, eine oder mehrere der andern österreichischen Sprachen zu erlernen — o daß doch solcher Lernbegieriger mehr wären! —, schadet dem Deutschtum sicher nichts. Es ist im Gegenteil ein Gewinn für unsere Nation, wenn wir auch in fremde Welten hineinblicken lernen. Gewiß gewinnen die kleinern Nationen bei diesem geistigen Wechselverkehr mehr; denn wenn sie, in kleine Nationalstaaten eingesperrt, ein stilles Dasein führten, würden sich wohl überhaupt nur sehr wenige um sie und ihre Kultur kümmern; anderseits haben sie von der Kenntnis der deutschen Sprache als einer Weltsprache größern praktischen Nutzen als die Deutschen, wenn sie Böhmisch, Ungarisch oder Slowenisch lernen. Aber wer würde ihnen diesen größern Vorteil nicht gönnen? Gilt denn nicht auch auf dem kulturellen Gebiete das Wort: Geben ist

seliger denn Nehmen? Und müßte man nach den Erfahrungen des Weltkrieges erst noch eigens hervorheben, was es für Deutschland in politischer Hinsicht bedeutet, daß die deutsche Nation in Österreich so stark vertreten ist? Was hätte jetzt das Deutsche Reich davon, wenn die paar Millionen Deutschösterreicher Reichsangehörige wären? Hat es nicht als reichsten Ersatz dafür in seiner schwersten Stunde ganz Österreich-Ungarn mit allen seinen Nationen an seiner Seite? Es ist nicht zu leugnen, daß den politischen Vorteil ihrer nationalen Verbindung mit Österreich die andern Nachbarstaaten noch nicht in gleicher Weise erfahren haben wie das Deutsche Reich. Aber wessen Schuld ist dies? Könnten im gegenwärtigen Weltkrieg oder bei anderer Gelegenheit nicht auch die Italiener, die Serben und die Rumänen das ganze Gewicht Österreichs ebenso für sich haben wie jetzt Deutschland? Dazu wäre nur notwendig, daß sie das nationale Band, das sie mit Österreich verknüpft, in seinem vollen Wert erkennten und auf Grund dieser Erkenntnis endgültig allem Irredentismus entsagten.

Es bedarf nach diesen Darlegungen wohl nur mehr einer kleinen Verschiebung des Standpunktes, um zugleich den Wert ins rechte Licht zu setzen, den ein übernationales Reich wie Österreich-Ungarn für die Organisation der Menschheit hat. Kulturbrücke und Organisationskern sind die zwei Schlagworte, die hier alles sagen. Die Kultur der Menschheit verlangt nach Ausgleich. Die Humanität kennt keinen heiligen Egoismus. Keine Nation hat rein aus sich eine Kultur geschaffen; jede bedurfte der vielseitigsten Anregungen durch andere. Wenn wir uns nun, nachdem eine gewisse Kulturhöhe erreicht ist, von den andern Nationen abschließen wollten, wäre das ungerecht gegen diese andern Nationen, denen wir das, was wir besitzen, nicht vorenthalten dürfen; es rächte sich aber sicher zuerst an uns selbst. Abschließen heißt Stillstand, Stillstand ist Tod. Gott hat es in seiner Vorsehung weise eingerichtet, daß neben den Nationalstaaten auch übernationale wurden: jene sind die einheitlich und darum fest gefügten Pfeiler, diese die kühngeschwungenen Bogen im Prachtbau der Menschheitskultur. Ein Prachtbau sollte auch die politische Organisation der Menschheit sein. Bis jetzt ragen von ihm aber nur die einzelnen Säulen in die Luft. Jene, die aus lauter Besorgnis um die ungetrübte Souveränität der Einzelstaaten — und vielleicht auch um ihre leichte Regierbarkeit — sie möglichst zu isolieren trachten, bauen an einer künstlichen Ruine. An der letzten und höchsten Organisation der Menschheit, die der Zukunft erst noch zu verwirklichen bleibt, werden die übernationalen Staaten den allerhervorragendsten Anteil haben.

Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, M.Gladbach
Volksvereins-Druckerei M.Gladbach 11386